

Ein Fräulein Professor?

Herkunft, Familienstand und finanzielle Unabhängigkeit von Frauen als Voraussetzung für die Wissenschaft als Beruf in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Susan Richter

Einleitung

*Zu dieser Entwicklung darf nicht geschwiegen werden, denn sie enthält Keime zu einer vollständigen Zersetzung des deutschen Gesellschaftswesens: Die Frau gehört nicht in die gelehrten Berufe; sie ist dazu nach ihrer körperlichen und geistigen Organisation in keiner Weise geschaffen. Das Weib hat auch nicht die körperliche Unabhängigkeit, um irgendeinen Beruf mit Einsetzung der ganzen Person voll auszufüllen, es sei denn, daß sie sich der Ehelosigkeit verschreibt. Was aber geschieht? Während der Mann draußen mit Muskel und Geist das Vaterland verteidigt, überfallen die Weibchen die Universitäten, um sich in Berufsgebiete zu drängen, die dem Manne vorbehalten waren.*³³ Der Artikel eines unter dem Pseudonym A. R. publizierenden Mitgliedes der Heidelberger Universität vom 18. Mai 1916 in der Badischen Warte, Nr. 39 polemisierte gegen die 150 weiblichen Studierenden, die sich im Wintersemester 1915/16 an der Universität Heidelberg immatrikuliert hatten. Tatsächlich hatte das zunehmende Frauenstudium in den nächsten Jahren Folgen. Die ersten Studentinnengenerationen strebten nicht nur nach akademischen Abschlüssen, sondern immer stärker auch nach wissenschaftlichen Karrieren als Mitarbeiterinnen, Privatdozentinnen und schließlich auch als Professorinnen.

Bei den Untersuchungen der Personalakten der Heidelberger Universität bis 1945 wurden vor allem die Herkunft und das soziale Umfeld der Wissenschaftlerinnen in den Fokus genommen. Als besonders auffällig hat sich dabei die bis 1945 erkennbare Dominanz adeliger und jüdischer Frauen im Hochschuldienst herausgestellt. Gefragt wurde deshalb insbesondere nach den Auswirkungen familiärer Akzeptanz und den Zugangsmöglichkeiten der Mädchen

zur höheren Bildung als Voraussetzung eines Studiums im jüdischen Bildungsbürgertum und im deutschen Adel des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts sowie nach dem finanziellen Unterstützungsrahmen adeliger Eliten nach dem Studium, der den Töchtern eine wissenschaftliche Karriere ermöglichte. Diese Ergebnisse sollen exemplarisch im Folgenden vorgestellt und vor dem Hintergrund des 1919 von Max Weber gehaltenen Vortrags zum Thema *Wissenschaft als Beruf* diskutiert werden.

Wissenschaft als (weiblicher) Beruf

Den Auftakt zu Max Webers Vortrag bildete in der Einleitung der Vergleich des deutschen und des amerikanischen Zugangssystems zur Hochschullehre: *Bei uns – das weiß jeder – beginnt normalerweise die Laufbahn eines jungen Mannes, der sich der Wissenschaft als Beruf hingibt, als »Privatdozent«. Er habilitiert sich nach Rücksprache und mit Zustimmung des betreffenden Fachvertreters, auf Grund eines Buches und eines meist mehr formellen Examens vor der Fakultät, an einer Universität und hält nun, unbesoldet, entgolten nur durch das Kolleggeld der Studenten, Vorlesungen, deren Gegenstand er innerhalb seiner *venia legendi* selbst bestimmt. [Das] bedeutet praktisch: dass bei uns die Laufbahn eines Mannes der Wissenschaft im ganzen auf plutokratischen Voraussetzungen aufgebaut ist. Denn es ist außerordentlich gewagt für einen jungen Gelehrten, der*

³³ Artikel eines unter dem Pseudonym A. R. publizierenden Mitgliedes der Heidelberger Universität vom 18. Mai 1916 in der Badischen Warte, Nr. 39.

*keinerlei Vermögen hat, überhaupt den Bedingungen der akademischen Laufbahn sich auszusetzen. Er muss es mindestens eine Anzahl Jahre aushalten können, ohne irgendwie zu wissen, ob er nachher die Chancen hat, einzurücken in eine Stellung, die für den Unterhalt ausreicht.*¹²

Davon abgesehen, dass Weber ausschließlich von einer männlichen Karriere ausging, zeichnete er den Weg des Kandidaten für die akademische Laufbahn in Deutschland als lang und finanziell entbehrensreich, versehen mit ungewissen Aussichten auf einen Lehrstuhl und die damit einhergehende Sicherung der Existenz.

Die Männer sahen sich im Kampf um die akademischen Positionen seit den 1920er Jahren plötzlich der Konkurrenz von Frauen gegenüber, die gleichzeitig auf die wenigen Mittelbau- oder Dozentenstellen rekurrten, um ihren Unterhalt zu verdienen, gleichwohl aber den männlichen Kollegen – das ließ sich in der Weimarer Republik populistisch gut ausschlichten – Brot und Einkommenschancen nahmen. Die Frauen, die sich für die Wissenschaft als Beruf entschieden, hatten damit aber nicht die Versorgung einer Familie im Auge, sondern zielten in der Regel darauf, sich in bescheidenem Maße als ledige Frau ausschließlich selbst zu erhalten und ihre Passion zu verwirklichen. Sehr oft zeigte sich in den Lebensläufen der Frauen, die eine wissenschaftliche Karriere einschlugen, dass sie oft über längere Zeiträume der Dissertation und Habilitation durch ihre Familien wirtschaftlich abgesichert waren und in ihren Entscheidungen unterstützt wurden. Die stark assimilierte, oft christlich konvertierte und wohlhabende jüdische Bevölkerung förderte bekanntlich schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts die gute Ausbildung ihrer Töchter und die Mitarbeit von Frauen in Bildungsinstitutionen oder -vereinen. Die Prägung des Bildungsbürgertums, die in vielen Biographien nachweisbare akademische Karriere der Väter und Brüder sowie die materielle Sicherheit ermöglichte deshalb zwischen 1900 und 1930 gerade Jüdinnen, für die aber in der Regel ihre jüdische Herkunft keine oder nur eine geringe Rolle spielte, ein

Hochschulstudium und initiierte bzw. unterstützte seitens der Elternhäuser den anschließenden Versuch der Töchter, selbst eine akademische Laufbahn einzuschlagen.¹³ Diese bekannte Tatsache soll noch einmal durch ein Beispiel verdeutlicht werden: Alfred Wieruszowski, jüdischer Senatspräsident am Oberlandesgericht in Köln und später Honorarprofessor an der Universität, setzte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts beispielsweise dafür ein, ein Mädchengymnasium in der Stadt zu errichten. Im Jahr 1903 fruchteten seine Bemühungen. Drei Jahre später nahm die Schule seine Tochter Helene auf. Alfreds Frau, Jenny, arbeitete aktiv im Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, der sich mit der Förderung des Studiums für Frauen einem neuen Ziel widmete.¹⁴ Geprägt von diesem Elternhaus, folgte Helene Wieruszowski (1893–1978) ihren Neigungen und studierte in Heidelberg, Freiburg, Bonn und Berlin Geschichte, promovierte und wollte sich habilitieren. Ihr Gesuch wurde jedoch 1922 von der Universität Köln mit der Begründung abgelehnt, dass die Philosophische Fakultät die Habilitation einer zweiten Dame im Fach Geschichte neben Ermentrude von Ranke¹⁵ nicht für opportun ansehe.¹⁶ Zehn Jahre später, 1932, reichte sie

34 Fischer, Klaus H. (Hg.), Max Weber. Wissenschaft als Beruf, Heidelberg 1994, S. 11 f.

35 Exemplarisch zur Frauenbildung in Südwestdeutschland vgl. Dinkel, Lothar, Hedwig Dinkel und die Frauenbildung in Württemberg, in: Jahrbuch für Schwäbisch-Fränkische Geschichte 32 (1992), S. 235–278.

36 Görjen-Schmickler, Elke, Warum nicht auch Mädchen? Die Geschichte des Vereins Mädchengymnasiums zu Köln (1887–1902), Siegburg 1994 (Ortstermine. Historische Funde und Befunde aus der deutschen Provinz, 5).

37 Zu Ermentrude von Ranke vgl. http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/4654/pdf/Paletschek_Ermentrude_und_ihre_Schwestern.pdf

38 Zur Biographie von Helene Wieruszowski vgl. Hebler, Sebastian: <http://www.frauengeschichte.uni-bonn.de/ausstell/bios/frbio040.htm>

an der Universität Bonn ein zweites Habilitationsgesuch ein, das aber ebenfalls abschlägig beschieden wurde, da die philosophische Fakultät keine Juden habilitiere.¹⁷

Dieses Einzelergebnis aus Köln und Bonn zeigt exemplarisch folgende Faktoren: Etwa im gleichen Zeitraum streben zwei promovierte Damen eine Weiterqualifizierung an. Ermentrude von Ranke, adeliger Herkunft und Enkelin des berühmten Historikers, sowie Helene Wieruszowski, Tochter aus dem jüdischen Bildungsbürgertum. Die beiden Damen repräsentieren damit allein in einem Fachbereich zwei sehr wichtige und im Verhältnis große Gruppen von Frauen, die nach dem Ersten und vor dem Zweiten Weltkrieg die Wissenschaft als Profession wählten. Dabei ist auffällig, dass die Jüdin Wieruszowski zwei Mal aus Gründen ihres Geschlechts und ihrer Herkunft abgelehnt wurde. Die Ablehnung von Habilitationsanträgen von Jüdinnen war nicht ungewöhnlich, weshalb ein größerer Vergleich der jeweils ersten drei Habilitandinnen und weiblichen Professuren (in der Regel Titular- oder außerordentliche Professuren) in den Fächern Zoologie, Medizin, Physik, Mathematik, Chemie, Botanik, Archäologie, Germanistik, Sozialwissenschaften, Geschichte, Englisch und Philologie zwischen 1918 und 1943 ein erstaunliches Ergebnis brachte: Die Auswertung ergab, dass von den 36 Damen 14 Jüdinnen und sechs adeliger Herkunft waren.

Zugleich fallen auch Parallelen in der Prägung der jüdischen und adeligen Frauen durch die Elternhäuser und die allgemeine positive Haltung der beiden Gruppen zu wissenschaftlicher Bildung und Arbeit ihrer Töchter auf. Da die Haltung des Adels dazu bisher weit weniger als der jüdische Kontext erforscht ist, soll dies im Folgenden nachgeholt werden:

Während das Bürgertum zu Beginn des 20. Jahrhunderts in erster Linie darauf zielte, seine Töchter gut zu verheiraten und auf diese Weise zu versorgen, gewann in der adeligen Familienpolitik zugunsten der Besitzstandswahrung neben der traditionellen standesgleichen Ehe der

Heirats- und Erbverzicht von Töchtern und die daraus folgende lebenslang apanagierte, ledige Existenz schon im 19. Jahrhundert wieder eine große Bedeutung. Der Unterhalt unverheirateter Töchter oder weiblicher Verwandter wurde von den adeligen Familien gewährleistet und bot den betroffenen Frauen einen gewissen, wenn auch oft bescheidenen Spielraum zur Lebensgestaltung. Dabei blieb die Abneigung gegen eine bürgerliche Berufswahl der nicht verheirateten Töchter, insbesondere gegen die so genannten Brotberufe, im Adel sehr groß. Im Gegensatz dazu wurde eine Berufstätigkeit von bürgerlichen unverheirateten Mädchen in der Regel angestrebt.¹⁸ Die Berufstätigkeit adeliger Damen war auch in der Breite nicht nötig. Trotz differenzierter ökonomischer Grundlagen und Einkommensstrukturen des Adels in den unterschiedlichen Gegenden Deutschlands – von den Einkünften aus der Gutswirtschaft bis hin zu industriellen Unternehmen – existierten zahlreiche Familien des Kleinadels, die im gehobenen Lebensstil und ihrem materiellen Reichtum dem hohen Adel sehr nahe kamen. Sie verstanden es, durch strategisch angelegte Maßnahmen der Besitzstandswahrung diese Position auch über Generationen zu erhalten oder zu verbessern. Insgesamt war es der Adel, der 1925 zwar nur 0,1 Prozent der Gesamtbevölkerung in Deutschland ausmachte, gleichwohl aber noch immer mit an der Spitze der Wohlstandspyramide stand.¹⁹ Die lebenslange oder zumindest über viele Jahre garantierte finanzielle Absicherung lediger weiblicher Familienmitglieder war also in der Regel nicht nur möglich – auch im etwas weniger vermögenden Beamten- und

39 Hannah Arendt und Karl Jaspers. Briefwechsel 1926–1969. Hg. v. Lotte Köhler und Hans Saner, München/Zürich 1985, S. 114 f.

40 Reif, Heinz, Adel im 19. Jahrhundert, München 1999, S. 27.

41 Zu den Zahlen adeliger Familien des niederen und des Hochadels Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts vgl. Reif, Adel im 19. Jahrhundert, S. 9.

Militäradel – sondern innerhalb des Standes im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert auch gewollt.

Dazu kam eine meist außergewöhnlich gute Bildung der adeligen Mädchen, die sie in der Regel in höheren Töchterschulen und Pensionaten erhielten. Am König-Max-Institut in München rechtfertigte man die hohe Stundenzahl sowie natur- und geisteswissenschaftliche Fächerbreite damit, dass *die weibliche Bildung, weit entfernt eine gelehrte zu sein, jedoch den Forderungen der Gründlichkeit genüge zu leisten habe.*⁴² Zum Erwerb des Abiturs führten in der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts sowie dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts die private Vorbereitung oder die Teilnahme an Gymnasialkursen der Jungen, dann der Strukturwandel der höheren Mädchenschulen mit der Möglichkeit zum Erwerb der allgemein anerkannten Hochschulreife für Frauen.⁴³

Die von den Eltern ermöglichte höhere Bildung der Töchter entsprang einer bereits seit dem 18. Jahrhundert vorhandenen Akzeptanz weiblichen Bildungstrebens und der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Fragestellungen durch Frauen im Adel. Insbesondere die Tradition der adeligen Salonière, die von den Damen als Gastgeberinnen die Kenntnis vielfältiger Interessen, Eigenschaften und den Rang ihrer Gäste voraussetzten, war schon seit dem Einsetzen der Aufklärung in Deutschland mit der Organisation von wissenschaftlichen Experimenten, Vorträgen oder Lektüren vor einer interessierten Zuhörerschaft verbunden.⁴⁴ Nicht selten traten diese Damen auch in einen gelehrten Briefwechsel mit zeitgenössischen Wissenschaftlern oder betätigten sich selbst zunehmend als Sammlerinnen, Initiatorinnen und Verwalterinnen agrarischer Mustergüter oder Verfasserinnen bzw. Übersetzerinnen wissenschaftlicher Traktate wie etwa die Naturphilosophin Gabrielle-Emilie du Chatelet (1706–1749), die u. a. eine französische Übersetzung und einen Kommentar des Hauptwerks des englischen Physikers Isaac Newton, der *Philosophiae naturalis principia mathematica* anfertigte. Salons verlangten sogar – außer

wenn sie sich ausschließlich als bloße Geselligkeitsform verstanden – nachdrücklich autodidaktische Studien der Gastgeberin und setzten die Lektüre wissenschaftlicher Literatur durch die teilnehmenden Damen und Herren voraus. Sie verhalfen damit gelehrten Frauen des adeligen Standes und großbürgerlichen Milieus nicht nur zu einer stärkeren Akzeptanz, sie boten den gesellschaftlich etablierten Rahmen für die Auseinandersetzung von Frauen mit Wissenschaft. Dass sich die Damen in den Salons bevorzugt naturwissenschaftlichen Forschungen zuwandten, hängt u. a. damit zusammen, dass die Naturwissenschaften bis ins späte 19. Jahrhundert hinein institutionell noch nicht so etabliert waren. Es fehlte ihnen die jahrhundertealte Tradition der geisteswissenschaftlichen, theologischen oder juristischen Fakultäten als rein männliche Domänen. Frauen wurden in den Naturwissenschaften deshalb größere Freiheiten eingeräumt als in den Fächern, die klassisch auf Berufe vorbereiteten und Frauen ohnehin nicht offen standen sowie vom Adel auch als typische Brotberufe gern dem Bürgertum überlassen wurden. Das große Interesse der adeligen Damen an jungen, wenig etablierten Fächern und naturwissenschaftlichen Disziplinen übertrug sich offenbar aus den Salons unmittelbar auf die Wahl ihrer Studienfächer an den Universitäten und ist charakteristisch für die ersten akademischen Karrieren. So nahm beispielsweise Maria Gräfin von Linden (1869–1936) an der Universität Tübingen 1892 naturwissen-

42 Zit. nach Diemel, Christa, *Adelige Frauen im bürgerlichen Jahrhundert. Hofdamen, Stiftsdamen, Salondamen 1800–1870*, Frankfurt/M. 1998, S. 35.

43 Huerkamp, Claudia, *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945*, Göttingen, S. 68 f. Vgl. auch Conze, Werner/Kocka, Jürgen, *Einleitung*, in: dies. (Hg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Bildungssystem und Professionalisierung im internationalen Vergleich*, Stuttgart 1985, S. 9–26.

44 Zur Rolle der adeligen Gastgeberinnen in Salons vgl. Diemel, *Adelige Frauen*, S. 173 ff.

schaftliche Studien in Mathematik, Chemie und Physik auf. Für ihre Zulassung an der Universität hatte sich ihr Großonkel, Joseph Freiherr von Linden, als ehemaliger württembergischer Staatsminister eingesetzt. Finanzielle Unterstützung erfuhr die Gräfin während ihres Studiums durch ihren Onkel. Als seine Zahlungen wegen des aufkommenden Erbschaftsstreites in der Familie ausblieben, musste sie auf ein Stipendium des Deutschen Frauenvereins zurückgreifen.⁴⁵

Im Jahr 1904 studierte Margarete von Wrangell (1877–1932) in Tübingen anorganische Chemie. Fünf Jahre später, im Jahr 1909, schloss sie dieses Studium mit einer Promotion zu den *Isomerieerscheinungen beim Formylglutaconsäureester und seinen Bromderivaten* ab. In einem Brief an ihren Lehrer Wislicenus beschrieb sie die beiden Gebiete, die sie hauptsächlich interessierten, seien die *Tautomerie und jetzt Radioaktivität*. So arbeitete sie bis 1912 bei Marie Curie in Paris. Obwohl weder an den badischen noch den württembergischen Universitäten ein Habilitationsverbot für Frauen bestand, sondern sich stattdessen ein „Gewohnheitsrecht“ etabliert hatte, nach dem ausschließlich männliche Habilitanden als selbstverständlich galten, blieb Margarete von Wrangell eine weitere wissenschaftliche Karriere an den alten Universitäten versagt. Sie schied schweren Herzens für einige Jahre aus der Wissenschaft aus und konnte sich erst 1920 an der Landwirtschaftsschule Hohenheim habilitieren.⁴⁶

Erst die nächste Generation von Wissenschaftlerinnen schuf nach 1920 die ersten Präzedenzfälle für Habilitationen an den alten klassischen Universitäten. Führend im südwestdeutschen Raum war dabei die Universität Heidelberg. So konnten sich zwischen 1923 und 1945 zwei Frauen an der Universität Heidelberg habilitieren – wiederum in naturwissenschaftlichen Fächern.⁴⁷

Bis dahin war der Weg der beiden Frauen jedoch sehr weit und ohne die unermüdliche Unterstützung durch die Familien unmöglich gewesen.

Gerta von Ubisch wurde als Tochter eines preußischen Artilleriehauptmeisters und Direktors des Berliner Zeughauses sowie einer jüdischen Mutter aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie im Jahr 1882 geboren. Sie schrieb in ihrer Autobiographie: *Ich wollte Naturwissenschaften studieren und mein Vater hatte sich bei dem Dezerenten für Mädchenbildung im Kultusministerium, Geheimrat Waetzold, erkundigt, ob es für mich nicht möglich wäre, das Realabitur zu machen. Dieser Gedanke war aber sehr erstaunt abgelehnt worden: auf diese Idee wäre noch keine Frau gekommen. [...] bei der Errichtung der Kurse [hatte man] weniger an eine Vorbereitung an [sic!] das Hochschulstudium gedacht, als an eine Hebung der weiblichen Ausbildung – und dazu war damals die humanistische Bildung der einzige Weg.*⁴⁸ Nach ihrem humanistischen Abitur verkün-

45 Linden, Maria Gräfin von, *Erlebtes und Erstrebtes eines Sonntagskindes, Die Erinnerungen der ersten Studentin in Württemberg*, Tübingen 1998, S. 129.

46 Margarete von Wrangell leitete bis 1918 eine landwirtschaftliche Versuchsstation in Reval (Tallinn), später in Stuttgart-Hohenheim. Vgl. dazu Andronikow von Wrangell, Wladimir, Margarethe von Wrangell. *Das Leben einer Frau*, München 1936.

47 Die Erkenntnis für die Universität Heidelberg deckt sich mit den Auswertungen zu den Habilitationen an der Universität Göttingen von Costas/Roß. Vgl. Costas, Ilse/Roß, Bettina, *Dokumentation des Forschungsprojekts Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen*. Juni 1998–September 2001. Soziologisches Seminar der Universität Göttingen (Internetversion Mai 2002 <http://www.data-quest.de/pionierinnen/doku/start.php3>), S. 132, Diagramm S. 133. Das gilt auch für die Promotionen. Vgl. dazu die Studie für Berlin von Vogt, Anette, *Die Fräulein Doktor werden immer mehr. Promotionen, Naturwissenschaft und Mathematik, Berlin 1898–1945*, Berlin 1996.

48 Maschinenschriftliches Typoskript der Autobiographie Gerta von Ubischs aus dem Jahr 1955, UB Heidelberg, Heid. Hs. 4029, S. 19 (künftig: Autobiographie Gerta von Ubischs).



Abbildung 2: Gerta von Ubisch

dete Gerta von Ubisch erneut, sie habe sich diese Kenntnisse erwerben wollen, *um Naturwissenschaften zu studieren. Alle Mitabiturienten stürzten sich auf mich und klagten mich an: sie hätten aus reinem Idealismus ohne Zweck gearbeitet.*⁴⁹ Gerta von Ubisch zog es nach Heidelberg, weil dort [...] *schon einige weibliche Studenten immatrikuliert waren. Das Kolleg von Königsberger über Differentialrechnung begeisterte mich sehr, ebenso wie seine Übungen. Ausserdem hörte ich Chemie, Botanik [und] machte ein kleines*

*Praktikum in Zoologie.*⁵⁰ Etwas später entschied sie sich für das Physikstudium und promovierte mit einer physikalischen Arbeit zur Schwingungszahl von Natrium-Dampf in Straßburg. Während dieser Zeit lebte sie im Hause ihres Verwandten, des emeritierten Professors für Anatomie, Friedrich Daniel von Recklinghausen in Straßburg. Durch seinen Einfluss, den sie selbst als außerordentlich hoch einschätzte, wuchs ihr Interesse zunehmend wieder für Biologie, insbesondere für Botanik.⁵¹ Sie ging deshalb 1920 nach Berlin an das botanische Forschungsinstitut zu Erwin Baur, wo sie sich allerdings mit ihren Kolleginnen und Konkurrentinnen, den Frl. Dres. Luise von Grävenitz und Elisabeth Schiemann⁵² nicht verstand. Gerta von Ubisch kehrte nach Heidelberg zurück und habilitierte sich 1923 als erste Frau an einer badischen Universität. Den Besuch bei einem ihrer Habilitationsprüfer, dem Physiker Philipp Lenard, beschrieb sie später im maschinenschriftlichen Typoskript ihrer Autobiographie: *Er ließ mich erst geraume Zeit warten und empfing mich dann, ohne mir einen Platz anzubieten oder die Hand zu reichen mit meiner Visitenkarte in der Hand. „Sie haben ja einen traurigen Entschluß gefasst“, sagte er. Die Frau ist doch zu etwas ganz anderem da. Sie sind unverheiratet? Hätten Sie mir ihre Verlobungskarte geschickt, so würde ich mich sehr gefreut haben, aber so. Ich erwiderte ganz kühl, dass seine Tochter ja auch studierte, er schrie aber „Nein!“.* *Tatsächlich studierte sie, um Lehrerin zu werden.*⁵³ Nach ihrer Habilitation im Sommer 1923 gehörte Gerta von Ubisch mit 41 Jahren vorerst als einzige Frau

49 Ebd. S. 20.

50 Ebd. S. 21.

51 Ebd. S. 26.

52 Zu den beiden Biologinnen vgl. Plarre, Werner, Zur Geschichte der Vererbungsforschung in Berlin, in: Schnarrenberger, Claus/Scholz, Hildemar (Hg.), Geschichte der Botanik in Berlin, Berlin 1990.

53 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 46.

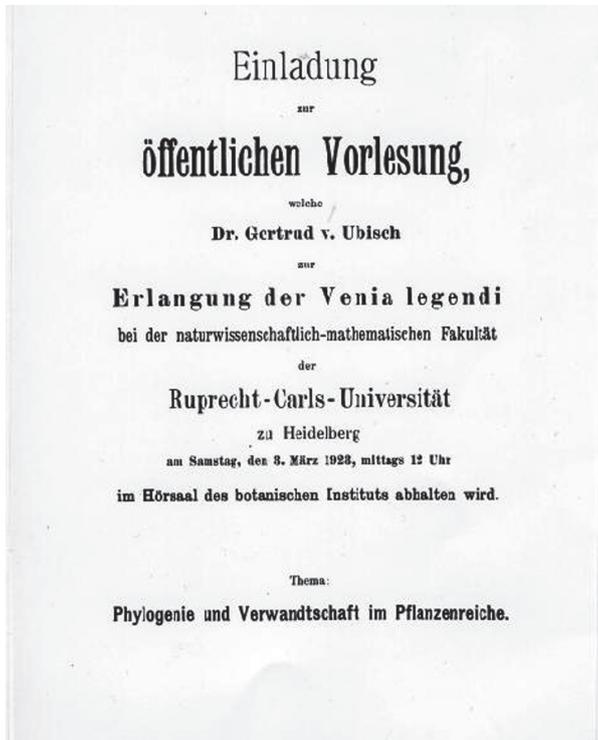


Abbildung 3: Einladung zur Habilitationsvorlesung von Gerta von Ubisch

zum akademischen Lehrkörper der Heidelberger Universität.⁵⁴

Neun Jahre später, 1932, habilitierte sich als zweite Frau die Zahnmedizinerin Elsbeth von Schnizer. Sie war als Tochter des Knappschaftsarztes Karl von Schnizer in Lothringen geboren und studierte ab 1920 in Freiburg und Heidelberg Zahnmedizin. 1924 wurde sie promoviert. Bis zum Sommer 1932, also acht Jahre, zog sich der Versuch, an der Universität Heidelberg ihre Habilitation durchzusetzen. So befürwortete Geheimrat Enderlen in einem Brief an den Dekan der Medizinischen Fakultät vom 11. Mai 1931 die Annahme von Elsbeth von Schnizers Arbeit als Habilitation: *Ueberwältigend ist sie nicht, aber schließlich sind noch bescheidenere doch angenommen worden. Zu-*

dem seien ihre bisherigen wissenschaftlichen Leistungen nach seiner Meinung ganz nett und von hübschem Stil.⁵⁵ Der Vorstand des pathologischen Instituts, Prof. Whimke, beurteilte ihre Habilitationsschrift als *recht fleissige und wissenschaftlich wertvolle Studie*. Nach der erfolgreichen Habilitation dauerte es weitere acht Jahre, bis ihr am Geburtstag Adolf Hitlers die Ernennung zur außerplanmäßigen Professorin ausgesprochen wurde und der Dekan der medizinischen Fakultät die peinliche Verzögerung pflichtschuldiger bedauerte. Er hoffte, so schrieb er, *dass Sie und ihr Herr Vater an der wohlverdienten Ehrung Freude gehabt haben*.⁵⁶

Die lange zeitliche Distanz nach der Promotion bis zur Habilitation und die folgenden Jahre als Privatdozentin mussten von Gerta von Ubisch und Elsbeth von Schnizer auch finanziell überbrückt und durchgehalten werden. Es lassen sich in Schnizers Fall zwar kontinuierlich zwischen 1925 und 1937 immer wieder Stellen als Volontärsassistentin, Assistentin mit Sondervertrag und die *Weiterverwendung* als ordentliche Assistentin der Heidelberger Zahnklinik nachweisen. Zudem standen ihr zwischenzeitlich mehrfach und ab 1937 dauerhaft die Lehr- und Übungsgelder ihrer Veranstaltungen zu.⁵⁷ Dennoch waren die Damen angesichts der langsamen Habilitationsverfahren und der anschließenden Aussichtslosigkeit auf einen Lehrstuhl auf Zuwendungen bzw. das Vermögen aus ihren Familien angewiesen. Sie erhielten diese auch,

54 Zu weiblichen Habilitationen vgl. grundlegend Boedeker, Elisabeth/Meyer-Plath, Maria, 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland, Göttingen 1974.

55 Personalakte Elsbeth von Schnizer, UA Heidelberg, PA 1164 (Medizinische Fakultät).

56 Glückwunschs Schreiben des Dekans der Medizinischen Fakultät an Elsbeth von Schnizer vom 17. Mai 1940., Personalakte Elsbeth von Schnizer, UA Heidelberg, PA 1164 (Medizinische Fakultät).

57 Verlängerungsgesuch für Elsbeth von Schnizer als ordentliche Assistentin vom 4. August 1936, GLA 235/2486.

wenn auch in eher bescheidenem Maße. Gerta von Ubisch schrieb beispielsweise in ihrer Autobiographie rückblickend über die Annahme einer Assistentenstelle bei dem Botaniker Jost in Heidelberg, um sich zu habilitieren: *Pekuniär war ich zwar vor der Inflation unabhängig, aber ich brauchte ein Institut und dessen Hilfsmittel. [...] Ich nahm natürlich das Angebot mit Freuden an. Ich selbst hatte nie an Habilitation gedacht. 1923 waren sehr wenige Frauen Dozentinnen, in Baden gab es keine; ich fürchtete, nicht die Mehrheit bei der Abstimmung in der Fakultät zu bekommen, da viele Professoren noch gegen weibliche Dozenten waren, wenn sie auch den Studentinnen nicht mehr wie zu meiner Studienzeit die Teilnahme an ihren Kollegs verbieten konnten. Aber der Gedanke, immer nur als Assistent an einem Institut wirken zu können, während die männlichen Kollegen vorankamen, veranlassten mich, auf Josts Vorschlag, der ja sehr schmeichelhaft war, einzugehen.*⁵⁸ Nach ihrer Habilitation war Gerta von Ubisch jedoch finanziell vom schmalen Assistentengehalt abhängig, dass sich in Baden trotz längerer Dienstzeit von den Gehältern in Preußen deutlich unterschied. Das gleiche traf auf die Lehraufträge zu, die in Heidelberg nach Angaben von Gerta von Ubisch nach den Abzügen 80 RM für ein Semester einbrachten, in Preußen jedoch 500 RM. Aus den Kolleggeldern erhielt sie kaum Einnahmen, da viele ihrer Studenten auf Lehramt studierten und somit honorarbefreit waren.⁵⁹ Lakonisch konstatierte sie: *Da ich wenig Ansprüche machte, reichte mein Gehalt zum Leben aus.*⁶⁰ Nachdem die Unterstützung ihrer Familie ausblieb, machte Gerta von Ubisch exakt die Erfahrungen finanzieller Unsicherheit und Perspektivlosigkeit, die Max Weber für Privatdozenten und außerordentliche Professoren in seinem Vortrag zur *Wissenschaft als Beruf* kritisiert hatte. *Einen Ruf habe ich nicht bekommen, auch keine Planstelle, weil eben Frauen diese nicht bekommen.*⁶¹

Vor dem Hintergrund der beiden wissenschaftlichen Viten der genannten Damen an der Universität Heidelberg soll noch der zeitlich nahe liegende Fall der bürgerlichen

Lilli Zarnke vorgestellt werden. Da ihr Vater früh verstorben war, musste sie sich früh ihren Lebensunterhalt als Volksschullehrerin verdienen. Erst ein kleines Stipendium von einem Kreis Hamburger Lehrerinnen ermöglichte ihr das Studium, das sie in Hamburg als Dr. phil. abschloss. Sie wurde in Jena zusätzlich noch in der Theologie promoviert. Im Dezember 1930 wurde der Dekan der Theologischen Fakultät Heidelberg von ihrem Vorhaben, sich zu habilitieren, in Kenntnis gesetzt. Erst im Juli 1931 widmete sich die Fakultät dem Gesuch mit dem Vermerk, im Winter darüber zu entscheiden. Aufgrund der enormen Zeitverzögerung war Lilli Zarnke gezwungen gewesen, sich – wie Marianne Weber, die Gattin von Max Weber, erbot berichtete – *einem fürsorglichen Berufe* zuzuwenden und ihren Lebensunterhalt zu verdienen.⁶² Die wissenschaftliche Karriere wurde zugunsten des notwendigen Broterwerbs aufgegeben, da die finanzielle Unterstützung der Familie in Lilli Zarnkes Fall vollkommen fehlte. Die finanzielle Unterstützung durch die Familien war eine der entscheidenden Voraussetzungen für die wissenschaftliche Arbeit, worüber sich die betroffenen Frauen auch im Klaren waren. Die Staatswissenschaftlerin Charlotte Leubuscher, die sich 1921 in Berlin habilitiert hatte, schrieb 1925: *Kein Beruf ist auch von jeher so darauf angewiesen gewesen, mit eigenen Mitteln die mit wissenschaft-*

58 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 44.

59 Im SS 1931 wird Gerta von Ubisch als außerordentlicher Professorin ein einstündiger Lehrauftrag für eine Vorlesung über Vererbungslehre erteilt. Nach Angaben der Universitätskasse waren 16 Teilnehmer registriert. Die Kolleggeld-Einnahmen betragen 71,25 RM. 1932 hatte sie für ihre Vorlesung über Vererbungslehre jedoch nur sechs Hörer zu verzeichnen. GLA Karlsruhe 235/ 29895, Institut für Botanik.

60 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 49.

61 Ebd., S. 27.

62 Schuchard, Margret, *Frauen an der Universität*. In: Bahns, Jörn (Hg.), *Zwischen Tradition und Moderne – Heidelberg in den 20er Jahren*, Heidelberg 1994, S. 205–213, hier S. 209.

licher Forschungstätigkeit verbundenen sachlichen und persönlichen Aufwendungen zu decken. Die Bereitstellung der materiellen Grundlagen aus privatem Vermögen waren durchaus das Normale.⁶³

Der finanziell entbehrensreiche, lange und unsichere Weg, den Max Weber 1919 in seinem Vortrag für die Qualifizierungsphase eines Wissenschaftlers und die anschließende Zeit als Privatdozent an einer deutschen Universität beschrieb, bestätigte sich insbesondere auch für die wenigen Frauen, die ihn – im Vergleich zu den Männern jedoch ohne Aussicht auf einen Lehrstuhl und damit ohne wirkliche Aussicht auf die Wissenschaft als Brotberuf – dennoch aus Berufung einschlugen und oft genug zwangsweise für einen anderen Beruf, der sie ernährte, abbrachen. Die von Max Weber selbst nur als *gewisse Pedanterie des Nationalökonom*⁶⁴ bezeichnete Analyse der äußeren und materiellen Umstände einer wissenschaftlichen Karriere eröffnete bei der Untersuchung der ersten weiblichen Universitätskarrieren einen wichtigen Ansatz zur Beantwortung der Frage, warum eine große Zahl von Frauen aus gut situierten jüdischen und adeligen Familien den Weg unbezahlter oder ungenügend entlohnter Forschung und Hochschullehre in den 1920er und 1930er Jahren einschlugen.

Die Frauen konnten in erster Linie durch die finanzielle Rückendeckung ihrer Familien die lange Ausbildungsphase von Promotion und Habilitation überstehen. Danach waren seitens ihrer Familien kaum Erwartungshaltungen an eine wirkliche akademische Karriere, also die Aussicht auf einen Lehrstuhl, gerichtet. Stattdessen erscheinen die Damen gerade nach der Habilitation als begehrte Assistentinnen und Oberassistentinnen in ihren Abteilungen. Gerta von Ubisch berichtet: *1923, nachdem ich zwei Jahre in Heidelberg gewesen war, redete Jost mir zu, mich zu habilitieren. Abgesehen von meinen wiss. Arbeiten veranlasste ihn dazu die Bestimmung, dass unhabilitierte Assistenten in der Regel nicht mehr als zwei Jahre an einem Institut bleiben*

*sollten, während es für habilitierte diese Begrenzung nicht gab, ja nicht geben konnte.*⁶⁵ Auch für Elsbeth von Schnizer liegen zahlreiche genehmigte Gesuche zur Verlängerung ihrer Assistenz aus der Zeit vor und nach ihrer Habilitation zwischen 1927 und 1937 vor.⁶⁶ Die habilitierte weibliche Assistentin bot mehrere Vorteile: von ihr konnte aufgrund der geringen Aussicht auf eine eigene Laufbahn eine qualifizierte Assistentenarbeit auf höchstem Niveau für einen längeren Zeitraum auf einer gering dotierten und für männliche Kollegen nur minder interessanten Stelle erwartet werden. Zudem befand sie sich in Abhängigkeit zu dem männlichen Professor, der ihre Habilitation gefördert bzw. befürwortet hatte. Auch innerhalb der Assistentengruppen nahmen die Frauen eine schlechtere Stellung ein. Gerta von Ubisch wurden von ihrem acht Jahre jüngeren Kollegen, der die erste Assistenz inne hatte, ständig unbeliebte Verwaltungsarbeiten zugeteilt.⁶⁷

Die Frauen blieben im Gegensatz zu den männlichen Kollegen eine wesentlich längere Zeit nach der Habilitation in den wenig privilegierten und schlecht bezahlten Mittelbaustellen. Selbst eine Dozentur oder die außerordentliche Professur brachte finanziell kaum Vorteile. Für die Frauen bedeutete das, auf eine eigene Familie zu verzichten. Wissenschaft war nach Max Weber Hingabe oder nach dem polemisierenden Zeitungsartikel von 1916, der eingangs zitiert wurde, einen *Beruf mit Einsetzung der ganzen Person*. Ihn *voll auszufüllen* gelinge nur, so der Artikel, wenn sich eine Frau der *Ehelosigkeit verschreibt*. Dieses

63 Zit. nach Costas/Roß, Dokumentation des Forschungsprojekts Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen, <http://www.dataquest.de/pionierinnen/doku/start.php3>, S. 136.

64 Fischer, Max Weber, S. 11.

65 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 45.

66 Verlängerungsgesuch für Elsbeth von Schnizer als ordentliche Assistentin vom 4. August 1936, GLA Karlsruhe, 235/2486.

67 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 56.

Kriterium erfüllte die recht große Zahl der jüdischen und adeligen Wissenschaftlerinnen und so blieb zwar die Frau in der Wissenschaft in den 20er und 30er Jahren noch immer die Ausnahme. Die Regel in der Ausnahme bildete aber bis zu den Gesetzen zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums 1933 bzw. bis zum Zweiten Weltkrieg das nicht arische oder das adelige Fräulein Professor. Als solche konnten sie den Männern in der Wissenschaft nur begrenzt Konkurrenz bieten.

Die langjährigen Mittelbaustellen und die Ausweisung der jüdischen Wissenschaftlerinnen aus ihren Positionen im Zuge des genannten Gesetzes führte nach den Zweiten Weltkrieg bei denjenigen, die aus ihrem Exil zurück nach Deutschland kamen, zu außerordentlich großen Problemen. Gerta von Ubisch ging als Halbjüdin 1934 ins Exil nach Brasilien und nahm in Sao Paulo am renommierten *Instituto Butantan* eine Stelle an. Erst im Mai 1952 kehrte sie vollkommen mittellos über Norwegen nach Heidelberg zurück, wo sie sich als Nazigeschädigte um finanzielle Unterstützung bemühte. Die Universität Heidelberg – vertreten durch den Rektor – setzte sich auch sehr für die Bewilligung der Zahlungen ein, die jedoch in einem über Jahre dauernden Prozess u. a. mit der Begründung abgelehnt wurden, dass sie nur ein *außeretatsmäßiges Extraordinariat gehabt hatte*. Daneben wurde ihr vorgeworfen, dass sie ihre Assistentenstellen länger als üblich innegehabt und somit die Ausbildung anderer blockiert hätte. Auch ihr Urlaubsgesuch, dass sie an die Universität gerichtet hatte, weil 1933 ihre Vorlesung nicht zustande gekommen war, wurde als sicheres Zeichen gewertet, dass die Halbjüdin von Ubisch nicht aus rassistischen Gründen und gezwungenermaßen, sondern ungezwungen freiwillig die Universität Heidelberg verlassen hätte. Zudem sei ihr Bruder, Leopold von Ubisch, vor 1934 ordentlicher Professor in Münster, entsprechend entschädigt worden. Er solle doch seine Schwester unterstützen. Zuletzt argumentierten die Hochschulbehörden im Kultusministerium in Karlsruhe, sie sei zu spät aus dem

Exil zurückgekehrt.⁶⁸ Es zeigte sich ein zweites Mal, dass die geringen Berufschancen habilitierter Wissenschaftlerinnen auch nach dem Zweiten Weltkrieg für die betroffenen Frauen negative Folgen hatten und zumindest in ihrer Wahrnehmung erneut eine Ungleichbehandlung der Geschlechter darstellte. Gerta von Ubisch reflektierte: *Tatsächlich lagen ja die Verhältnisse so, dass es kein Gesetz gab, dass die Regierung zu einer Pensionsgabe an mich verpflichtete, da ich keine Beamte gewesen war; ich empfand es aber als eine unerhörte Herabsetzung der weiblichen Arbeit, dass man meinen Fall anders behandelte als den meiner männlichen Kollegen.*⁶⁹ Daneben erschien es auch nach dem Krieg opportun, dass die Wissenschaftlerinnen durch ihre Familien – in Gerta von Ubischs Fall von ihren Bruder – finanzielle Unterstützung erhalten sollten.

Erst 1956 erhielt Gerta von Ubisch aufgrund des starken Einsatzes ehemaliger Kollegen und in Anlehnung an die 1955 erlassene Novelle des Beamtenengesetzes, die auch die Entschädigung für Privatdozenten und außerordentliche Professoren vorsah, die Mitteilung, dass das Kultusministerium unter Annahme, sie hätte 1939 – wäre sie in Deutschland geblieben – eine Diätenprofessur erhalten, ihr nun die Pensionsansprüche dieser Stellung zugestehen und entsprechend zahlen würden.⁷⁰

Elsbeth von Schnizer hatte am 24. Oktober 1939 als Arierin durch den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung eine Dozentur neuer Ordnung erhalten, die ihr nach dem neuen Hochschulgesetz der Nationalsozialisten ermöglichte, mit eigenen Einkünften einigermaßen standesgemäß wissenschaftlich tätig und nicht mehr auf eine Assistentenstelle angewiesen zu sein.⁷¹ Zu dieser

68 Autobiographie Gerta von Ubischs, S. 112.

69 Ebd. S. 115.

70 Ebd. S. 118.

71 Befürwortung der Dozentur neuer Ordnung für Elsbeth von Schnizer vom 4. August 1939. Personalakte Elsbeths von Schnizer, GLA Karlsruhe, 235/2486.

Stellung mag Elsbeth von Schnizer auch ihr politisches Engagement für den Nationalsozialismus verholphen haben, das sich beispielsweise in zahlreichen Vorträgen zur Hygiene und Zahnpflege in der NS-Frauenschaft äußerte. Als Frau und Medizinerin wirke sie – so der zeitgenössische lobende Tenor – maßgeblich an der Erziehung und medizinischen Aufklärung des Volkes, insbesondere der Mütter und Kinder mit. Zudem war sie bereits im Mai 1933 in die NSDAP eingetreten. Elsbeth von Schnizer ist deshalb auch kein Beispiel für die seit 1933 übliche Tendenz an vielen Universitäten, Frauen verstärkt in Hilfskraftpositionen zu belassen oder herabzustufen bzw. frei gewordene Stellen ehemaliger jüdischer Mitarbeiterinnen ausschließlich mit Männern zu besetzen.⁷² Offenbar gehörte es zum Prestige der Nationalsozialisten, einzelne geeignete Frauen auch zu fördern, um damit Vorbilder zu schaffen. Dies galt insbesondere für Bereiche der Wohlfahrtspflege, des Gesundheits- und Erziehungswesens, die ein klassisches weibliches Arbeitsgebiet darstellten.

Das deutliche nationalsozialistische Bekenntnis beendete jedoch nach dem Zweiten Weltkrieg Elsbeth von Schnizers Karriere: Am 2. November 1945 teilte der Präsident der Landesregierung Baden, Abteilung Kultus und Unterricht in Karlsruhe, dem Rektor der Universität Heidelberg mit, dass nach Prüfung des Fragebogens auf Anordnung der Militärregierung vom 1. Oktober 1945 Frl. Prof. Dr. Elsbeth von Schnizer mit Wirkung zum 31. Oktober 1945 aus dem Dienst zu entlassen sei.⁷³

Für eine Neueinstellung oder Weiterbeschäftigung galten nach dem Brief des Dekans der medizinischen Fakultät vom 14. September 1946 folgende Kriterien:

Als politischen Maßstab nimmt man am besten die neuerdings vom Universitäts-Offizier für die Annahme von Studierenden ausgegebenen Richtlinien. Ohne weiteres anstellbar sind folgende Bewerber, die:

- a) zu keiner Zeit Mitglieder oder Anwärter der NSDAP oder einer angeschlossenen Gruppierung
- b) zu keiner Zeit Führer in der HJ oder im BDM waren.⁷⁴

Das Exil Gerta von Ubischs und die Entlassung Elsbeth von Schnizers führten an der Universität Heidelberg dazu, dass nach dem 2. Weltkrieg keine einzige habilitierte Frau die Neuorientierung der Ruperto Carola mitprägte oder für Studentinnen als Vorbild wirkte. Frauen wurden nach 1945 für lange Zeit nach altem Muster als Lehrbeauftragte eingesetzt und auf Mittelbaustellen berufen, jedoch ebenfalls ohne Aussicht auf eine akademische Laufbahn und Wissenschaft als wirklichem Beruf.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass Ellinor von Puttkamer (1910–1999) neben ihrer Assistentenstelle an der Universität Mainz zwischen 1946 und 1951 regelmäßig nur Lehraufträge am Historischen Seminar in Heidelberg für Proseminare in Osteuropäischer und allgemeiner Geschichte erhielt, die zuerst unbezahlt und später gering vergütet wurden. Bereits zwischen 1936 und 1945 hatte sie als Assistentin am Kaiser Wilhelm Institut in Berlin gearbeitet. Gemäß ihrem Personalbogen lebte sie während dieser Zeit zu einem großen Teil aus ihrem privaten Vermögen.⁷⁵ Inzwischen habilitiert und Honorarprofessorin für osteuropäische Geschichte in Bonn, schied sie jedoch

72 Die Mehrheit der Dozentinnen wurde 1933 aus ihren Ämtern verbannt. Zu diesem Ergebnis kommen Costas/Roß in ihrer Dokumentation des Forschungsprojekts „Kontinuität und Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung“ 1998–2001, S. 135 und S. 137. Zu Frauenkarrieren im Nationalsozialismus vgl. Manns, Haide, Frauen für den Nationalsozialismus. Nationalsozialistische Studentinnen und Akademikerinnen in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Opladen 1997 (Diss.), S. 132 und S. 135.

73 Personalakte Elsbeth von Schnizer, GLA Karlsruhe, 235/2486.

74 Schreiben des Dekans, GLA Karlsruhe, 235/30 379 Assistenten und Beschäftigte am Krankenhaus für Zahn- und Kieferkrankheiten in Heidelberg 1946. Der Akte liegt ein Fragebogen der amerikanischen Besatzung zur Vergangenheit der Beschäftigten bei.

75 Personalakte Ellinor von Puttkamer, UA Heidelberg, PA 5369.

traurig über die Chancenlosigkeit einer wirklichen akademischen Karriere aus den Diensten der Universitäten Bonn und Heidelberg und wechselte ins Auswärtige Amt. Als erste Frau wurde sie 1969 von Willy Brandt als Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland berufen und zum Europarat nach Straßburg entsandt. Die Universität Heidelberg hatte sich auch nach dem 2. Weltkrieg die Chance einer qualifizierten Frau auf einer akademischen Position entgehen lassen.⁷⁶ Die Exklusionspolitik gegenüber Frauen wurde auch an der Universität Heidelberg weiterhin aufrecht erhalten. Heidelberg konnte erst durch die Ernennung Margot Beckes im Jahr 1966 zur ersten Rektorin der Bundesrepublik aus dem Schatten der anderen Universitäten heraustreten.

Fazit

Aus dem Material der Personalakten ergibt sich, dass an der Universität Heidelberg ähnlich wie an anderen Hochschulen der Weimarer Republik auch, überdurchschnittlich viele Frauen jüdischer oder adeliger Herkunft nachgewiesen werden konnten. Die adeligen Frauen drangen damit in einen Bereich vor, der für die männlichen Mitglieder des Adels nicht zu den traditionell standesgemäßen Ämterbereichen wie etwa das Militär, die Diplomatie, der Staatsdienst oder Guts- und Forstwirtschaft gehörte, angesichts der noch stärkeren Vorbehalte gegen Handel und Gewerbe aber langsam ins Blickfeld geriet. Dennoch konnten 1914 im alten Kaiserreich gerade drei Prozent der ordentlichen Universitätsprofessoren und Privatdozenten adeliger Herkunft gezählt werden.⁷⁷ Allerdings stieg die Zahl nach dem 1. Weltkrieg enorm an, da gerade das Militär nach dem Versailler Vertrag vorläufig keine so großen Berufschancen bot. Zu ihnen gehörte beispielsweise Gerta von Ubischs Bruder, Leopold (1886–1960), der in Münster eine ordentliche Professur für Zoologie innehatte.⁷⁸ Adeligen Frauen gelang als Wissenschaftlerinnen die Anpassung an die leistungsbezogenen Anforderungen im universitären Bereich ebenso gut wie Frauen jüdischer

Herkunft, da sie neben der Akzeptanz einer ledigen Existenz auch die Toleranz für ihren Weg und die finanzielle Absicherung durch ihre Familien erhoffen konnten. Adlige Wissenschaftlerinnen trugen damit gerade nach dem ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch der Monarchie in Deutschland insbesondere in den 20er Jahren wie ihre adeligen männlichen Kollegen wesentlich dazu bei, dass die Identitätskrise und Neuorientierung des Adels in der kaum stabilen Demokratie der Weimarer Republik in ein neues Selbstverständnis des alten Blutadels in das Konzept einer geistigen Aristokratie mündete. Aufgehoben werden sollte die Klasse, bleiben sollten Persönlichkeiten.⁷⁹ Das gleiche gilt für die zahlenmäßig noch größere Gruppe der jüdischen Forscherinnen und Hochschullehrerinnen. Während ihre Eltern vor dem 1. Weltkrieg maßgeblich die Erweiterung der höheren Bildungsmöglichkeiten für Frauen in ganz Deutschland erkämpften, zeigte sich in der Generation ihrer Töchter zum ersten Mal der Gewinn dieses Fortschritts. Sie prägten die Universitätslandschaft der 20er Jahre entscheidend mit und stellten erstmals innerhalb der deutschen Juden eine weibliche Elite, die das Selbstverständnis der weiblichen Juden als Deutsche formte.

76 Günsche, Karl-Ludwig, Willkommen in Quagadougou! Vor 30 Jahren begann die erste deutsche Botschafterin ihren Dienst, in: DIE WELT, 22.1.1999, S. 3.

77 Reif, Adel im 19. Jahrhundert, S. 86.

78 Ubisch, Leopold von, Ansprachen und Vorträge, gehalten bei der Gedächtnisfeier der Math.-Naturw. Fakultät der Universität Münster am 25. Februar 1966, in: Schriften der Gesellschaft zur Förderung der westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster 60/1966, S. 1–39.

79 Müller, Guido, Jenseits des Nationalismus? – „Europa“ als Konzept grenzübergreifender adlig-bürgerlicher Elitendiskurse zwischen den beiden Weltkriegen, in: Reif, Heinz (Hg.), Adel und Bürgertum in Deutschland. Entwicklungslinien und Wendepunkte im 20. Jahrhundert, Berlin 2001, S. 235–268, hier S. 249.